

Walking alone

Freitagvormittag. 3. April 2020. Tag 12 der begrenzten Ausgangssperre.

Nur zwei Personen dürfen im Mindestabstand von 1,50 Meter zusammen an frischer Luft spazieren gehen. Es wird dringend angeraten das Haus nur für unaufschiebbare Tätigkeiten zu verlassen.

„Rettet Leben. Bleibt zu Hause“, wird besonders der älteren Generation empfohlen. Deutschland ist gelähmt vom Coronavirus, das unser Land voll im Griff hat.

Die Sonne scheint. Die Luft ist kalt und klar. Ich gehe hinunter an den Rhein zur Fähre in Bingen. Das Wasser so blau wie der Himmel. Wenige Autos verlassen die gerade von Rüdesheim kommende Fähre. Auf den Gerüsten des großen Hotels „Papa Rhein“ bringen nur noch zwei Arbeiter die Außenholzverkleidung an der Fassade des Neubaus an. Hier, wie überall in Deutschland, ruht fast alle Arbeit.

Ohnmächtig muss ich mit ansehen, wie das soziale und öffentliche Leben schrittweise eingefroren wird, um sich gegenseitig vor dem Virus zu schützen. Kaum habe ich die Mauer verlassen, die das entstehende Hotel umgibt, weht mir ein eisiger Wind ins Gesicht und bremst meinen flotten Schritt. Vor mir liegt die lange Front der Rheinpromenade von Bingen – menschenleer. An diesem



Frühlingstag habe ich das Ufer ganz für mich allein. Die ersten Bäume sind verblüht. Ihre welken Blütenblätter tanzen vor mir her. Ich wandere an gestutzten Platanen entlang. Jeder Baum trägt eine Nummer. Das ist mir bisher noch gar nicht aufgefallen. Wie oft bin ich hier schon entlang gegangen - immer auf der Lauer nach jemand, mit dem ich ein Schwätzchen halten könnte. Heute schärft meine Einsamkeit den Blick für jede Kleinigkeit. Die Kirchenturmuhre der

Johanneskirche zeigt mir 9.30 Uhr an. Wenigstens die Uhr geht noch, und ab und an läuten einmal die Glocken. Das Altenheim St. Martin ist in die Jahre gekommen. Könnte mal einen neuen Außenanstrich vertragen. Bunte Teppiche aus gelben und blauen Stiefmütterchen heitern mich eine Weile auf. Ich laufe vorbei an den geschlossenen Lokalen. Die unheimliche Ruhe macht mir Angst. Die gespenstische Stille wird ab und an durch Vogelgezwitscher unterbrochen. Leere Bänke. Der Kinderspielplatz ist mit flatternden rot-weiß gestreiften Plastikbändern abgesperrt. Wie oft habe ich auf einer der Bänke gegessen und dem Spielen der Kinder zugehört.

Im Geiste sehe ich meine vier Enkel über die Spielgeräte toben. Ich höre ihr ausgelassenes fröhliches Kreischen, ihre begeisterten Rufe:

„Schau mal Oma, wie hoch ich schon geklettert bin!“

Kontaktsperre! Ich darf nicht zu ihnen nach Stuttgart oder Erlangen fahren. Sie können mich nicht in Bingen besuchen. Ich vermisse ihr ansteckendes Lachen, ihr quirliges Wuseln um mich herum, ihre kleinen Hände in meinen immer welker werdenden kraftlosen Händen. Tränen des Trennungsschmerzes und der Drang meine Enkel und beide Kinder, in die Arme nehmen zu können, füllen meine Augen. Telefonieren oder skypen sind kein Ersatz. Die bange Frage, ob, und wann wir uns endlich wiedersehen werden, schnürt mein Herz zusammen. Verschwommen lese ich den Wasserstand des Tages: 1,72 Meter. Genug Wasser für die Schiffe, die, wie mir scheint, nur mit halb voller Ladung in spärlicher Zahl auf dem Rhein schippern. Bei Hoch oder Niedrigwassergefahren wird für die Schifffahrt der tägliche Pegelstand im Radio bekannt gegeben. Jetzt verfolge ich angstvoll die steigenden Zahlen der von dem Coronavirus infizierten Menschen. Heute sind es 79615 Infizierte und 1050 Tote. Tendenz täglich stark steigend.

Drüben, im Heilig Geist Hospital, steht alles leer. Es ist ein Stützpunktkrankenhaus geworden. Bis auf die 7 bis 9 Weaning Patienten auf Station 5, hat man alle Kranken in andere Häuser verlegt. Personal und Betten sind für die Notaufnahme der Infizierten gerüstet. Noch nicht mal einen Bereitschaftsdienst in Bingen gibt es mehr. Und wenn ich jetzt ein unstillbares Nasenbluten wie unlängst, oder eine andere lebensbedrohende Krankheit plötzlich hier erleide? Da steht das Krankenhaus fast zum Greifen nahe vor mir, und man kann mir dort nicht mehr helfen!! Wenigstens eine Notstation hätte man offenlassen können!! Instinktiv drehe ich mich nach Hilfe suchend um. Nicht ein Mensch ist vor oder hinter mir auf der verlassen liegenden Promenade zu sehen. Ich fühle mich wie in einer gespenstischen Szene eines Science Fiktionsfilms. Real watschelt vor mir ein schnatterndes Entenpaar. Sie bleiben stehen, schauen auf Futter hoffend mit schief gehaltenem Kopf zu mir hoch.

Dann treffe doch noch eine Gestalt, mit der ich mich unterhalten kann. Ich begrüße einen stolzen eisernen Mann, der auf einem Sockel steht mit der Pickelhaube und dem Schwert in der Hand:

„Guten Morgen verehrter Großherzog Ludwig IV. von Hessen und bei Rhein! Sie werden hier noch stehen, wenn ich vielleicht im Stützpunktkrankenhaus mit jedem

Atemzug um mein Leben kämpfe, bis man mir nach dem Triageverfahren das Atemgerät abnimmt, weil ich zu alt fürs Leben bin.“

„Gott zum Grube, liebe Frau“, antwortet er mir und blickt traurig auf mich herab.

„Was du erzählst, verstehe ich nicht ganz. Aber erklär mir bitte, warum mich seit Tagen fast niemand mehr besucht. Dass ich jede Nacht hier im Park allein bin, daran habe ich mich gewöhnt. Aber tagsüber freute ich mich immer über die laut schwatzenden, ausgelassenen Menschen, die an mir vorbei zum Ufer, oder zurück in die Innenstadt strebten!“

„Königliche Hoheit, Coronakrise, Pandemie! Das ist eine entsetzliche Horrorgeschichte. Ausnahmezustand! Sie wissen vielleicht, was das für die Menschen bedeutet. Wir leben fast wie im Krieg“, seufze ich.

„Krieg? Wo steht der Feind!“ Der Großherzog nimmt mit seiner tadellos sitzenden Uniform Haltung an und umgreift sein Schwert fester.

„Der Feind ist ein winziges Virus, das wir nicht sehen können. Es ist tückisch und lauert überall. Man hat noch keine Waffe gegen dieses kleine Ungeheuer gefunden. Die Menschen verstecken sich vor ihm. Sie bleiben zu Hause, verstehen Sie? Sogar die Kirchen sind alle geschlossen. Keine Gottesdienste mehr. Noch nicht mal an Ostern. Das hat es bisher noch niemals gegeben, oder?“

Plötzlich sagt jemand mit menschlicher Stimme:

„Hallo! Guten Tag!“

Ich drehe mich um. Eine junge Joggerin ist hinter meinem Rücken an mir vorbeigelaufen, und winkt mir über die Schulter blickend freundlich zu. Hat sie gehört, was ich dem Großherzog erzählt habe? Egal. Ich bin eben eine einsame alte Frau, die jetzt das Recht hat Selbstgespräche zu führen.

„Bleiben Sie standhaft, mein Lieber. Schauen Sie weiter durch Ihr Fernglas besseren Zeiten entgegen, bis meine Kinder und Enkel wieder über die offenen Schranken gemeinsam mit mir am Rhein entlang spazieren gehen können.“

Ich schlendere weiter am prachtvollen Gebäude des Elektrizität Werks vorbei, das 1898 gebaut wurde und heute Museum am Strom heißt. Es hat bereits zwei Weltkriege erlebt und wird auch diese Krise unbeschadet überstehen. Wie angreifbar und verletzlich sind doch wir Menschen, und wie kurz unsere Lebenszeit! Ich blicke hoch zu den geschlossenen Fenstern des leeren NH Hotels, die mich aus exponierter Lage langweilig angähnen. Warum hat man nicht hier einen Stützpunkt für die Corona Infizierten eingerichtet?

Die weiße Flotte der Ausflugsschiffe dümpelt träge in den Wellen des Rheins. Auf der Höhe des Binger Rudervereins kommt mir ein bekanntes Ehepaar entgegen. Der Mann, mindestens zehn Meter voranschreitend, grüßt mich kurz und geht weiter. Die Frau strebt freudig auf mich zu. Sie will mir die Hand zum Gruß ausstrecken. Ich weiche einen Schritt zurück. Sie fasst sich an den Kopf und nickt. Klar, Abstand halten! Wir wünschen uns gute Gesundheit. Ich scherze:

„Na, den Abstand von 1,50 Metern haltet ihr ja bestens ein.“ Sie zuckt resigniert mit den Schultern und folgt ihrem Mann. Lagerkoller, Ehekrach? Ich beneide sie

um die Gesellschaft ihres Mannes. Gern hätte ich mit ihr noch ein paar Worte gewechselt.

Am Rhein-Nahe Eck winken mir die hängenden Äste einer Trauerweide mit ihrem zarten Hellgelb ins Gesicht. Vom Mäuseturm her kommen im Tiefflug zwei schwere Vögel auf mich zu. Das Schwanenpaar biegt in die Nahemündung ab, und landet mit Bremsspuren im noch kühlen Nass. Ich trete an das Geländer und schaue ins Wasser. Mein Blick saugt sich an einem großen roten Plastikherz fest. Welches Brautpaar, welches Kind hatte es glücklich in die Luft steigen lassen, bis es sich selbständig machte, und hier seinen Höhenflug beendete? Nun liegt das Herz eingeklemmt unter dem brauen Gestrüpp am Naheufer. Es wird durch die leisen Wellen auf und ab bewegt, so als würde es schlagen, und sich anstrengen, um sich aus der beengten Lage befreien zu können. Meine für einen Moment unterdrückte Melancholie, meine seelische Trauer und die Ohnmacht der Hilflosigkeit, kehren in mir zurück. Dort unten liegt mein gefangenes Herz als ein Symbol für diese tausend Stunden Einsamkeit, die vielleicht noch vor mir liegen. Meine Gefühle und Empfindungen, meine Liebe zu den mir nahestehenden Menschen, meine Sehnsucht nach Gesellschaft und Geborgenheit, meine Ängste, vielleicht ohne Abschied sterben zu müssen, sind eingezwängt in den Fesseln dieser Krise. Ich lebe. Noch. Aber ich bin fassungslos, gelähmt, gefangen. Ich kann mich nicht mehr so entfalten, bewegen und handeln, wie es vor Wochen noch möglich war. Wie lange, frage ich mich, halte ich diese Isolierung noch aus?